

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Band: 83 (1996)
Heft: 1/2: Beton = Béton = Concrete

Rubrik: Übrigens...

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mit Beton gegen den Tod ►

Der «Sarkophag» ist das inoffizielle Mahnmal der Katastrophe von Tschernobyl und buchstäblich ein epochales Betonbauwerk. Im April jährt sich das Ereignis in Block 4 zum 10. Mal. Die Zukunft des 50 m hohen Schutzbaus ist – wie diejenige der zwei noch in Betrieb stehenden Reaktorblöcke – ungewiss.

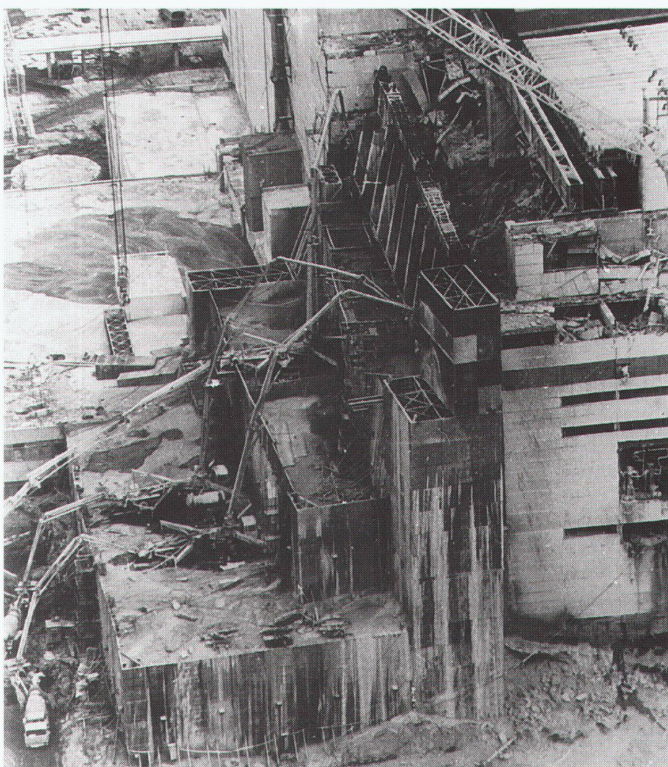
Von aussen unsichtbar, hat der 1986 ins Kernkraftwerk von Tschernobyl gepumpte Beton eine elementare Aufgabe: als Masse das Ausreten radioaktiver Strahlung zu hemmen. Mit rostenden Metallplatten verkleidet, hat der Sarkophag mit dem Pathos von Betonstau-mauern und westlichen Kühltürmen wenig gemeinsam. Vielmehr kündigt die mit Strebepfeilern gotisch strukturierte Längsseite von Glanz und Elend der Sowjet-Technologie. Nachdem die erste Aufräumphase unzählige Todesopfer gefordert hatte, wurden ferngesteuerte Kräne und Betonpumpen eingesetzt: gleichsam nicht durch Menschenhand, ohne präzise Baupläne errichtet, hat der Sarkophag durch seine schieren Ausmasse biblischen Charakter. Dass ein solches Unterfangen in weniger als sechs Monaten Bauzeit gelang, dürfte mit den halb militärischen Strukturen des 1986 noch zuständigen Ministeriums für mittleren Maschinenbau der Sowjetunion zusammenhängen.

Nach der Brandlöschung durch Einfüllen von Bor aus der Luft wurde Beton zum Teil direkt in bestehende Gänge und Hohlräume rings um den explodierten Reaktorkern gefüllt. Der Hauptteil befindet sich jedoch als Füllung in Stahlcaissons, die L-förmig um den zerstörten Reaktorblock 4 aufgestapelt wurden. An seinem Fusse 40 m tief, bildet dieser Wall zusammen mit der intakten Bausubstanz des angrenzenden Blocks 3 den Sarkophag.

Heute ist der Sarkophag weder gegenüber der Reststrahlung völlig dicht noch statisch einwandfrei; 600 Personen sind mit seiner Überwachung und Wartung beschäftigt. Weil dem Beton Schlacken aus dem Werkgelände beigemischt wurden, spielen sich in der Sarkophagwand Zersetzungsprozesse ab. Unstabil ist die Dachkonstruktion mit den aus der Luft verlegten Eisenplatten, die nicht verwehrt werden konnten. Radioaktive Partikel versucht man im Inneren durch das periodische Besprühen mit einer Polymer-Lösung zu binden. Zusätzlich wird die Luft aus dem Sarkophag gepumpt und gefiltert, um weiteren kontaminier-

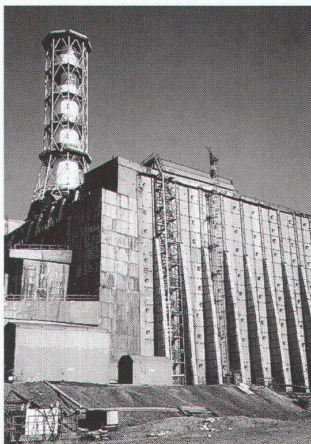
ten Staub zu beseitigen. Angesichts dieser Gefahren hat der Westen ein Projekt für eine zweite Hülle entwickelt. Man fordert von der Ukraine eine Abschaltung der zwei noch in Betrieb stehenden Reaktorblöcke – wegen der immensen, von den G7-Ländern zu übernehmenden Kosten jedoch ein aussichtsloser Wunsch.

Läge Tschernobyl nicht in der Ukraine und hätten in den Jahren danach nicht politische Umwälzungen von derselben epischen Dimension wie die Katastrophe im Block 4 stattgefunden, wäre der sichtbare Betonsarkophag heute ein Denkmal. Und mit der Zahl 1986 würde sich wie 1918, 1933 oder 1968 ein Bewusstsein für «Davor» und «Danach» verbinden. Adolf Max Vogt bringt in seiner Geschichte der Architektur 1940–1980 das Jahr 1968 in Zusammenhang mit der Erdölkrise von 1973. Er verklammert die beiden Ereignisse, um den Begriff der «kritischen Schwelle» zu formulieren und die Voraussetzungen für den Ein-stand der Kultur der Postmoderne darzulegen. Kann man à la Vogt «Tschernobyl» mit dem Zusammenbruch des Ostblocks verknüpfen und die Tragödie somit zu einer architekturhistorischen Krücke stilisieren? In diesem Fall bildet die politische und gesellschaftliche Zäsur von 1989 eine Antwort auf eine Krise des Energieverbrauchs. Die so definierte Spanne von drei Jahren könnte einmal folgendermassen als Zeitenwende interpretiert werden: letztes Aufbäumen der Postmoderne im Dekonstruktivismus und anschließende Neuorientierung der Architekturdiskussion, Dirty Realism, Rezeption und Wandel in der Praxis infolge EU, die deutsche Wiedervereinigung als Voraussetzung für den überhitzten Architekturschauplatz Berlin... Wenn nicht als Auftakt zu einer neuen «kritischen Schwelle», so ist heute dem Sarkophag zusammen mit der evakuierten 47 000-Seelen-Stadt Pripjat und der kontaminierten Landschaft ein Platz sicher: als ein Denkmal für Konsum und Zerstörungspotential des 20. Jahrhunderts, das wohl einzig vom Ozonloch übertroffen wird. A. B.

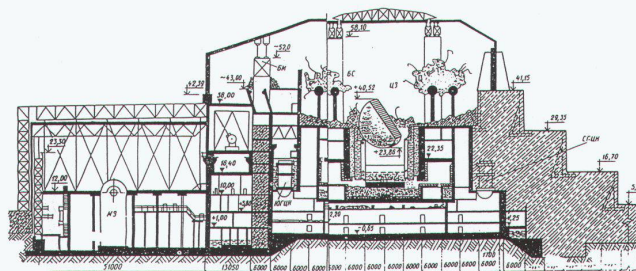


Baufaufnahme 1986: Einfüllen von Beton in Stahlcaissons der Sarkophag-Nordfassade

Der Sarkophag ist an seiner Längsseite hinter einer 70 Meter hohen Metallfassade verborgen, die in sicherem Abstand montiert und auf Schienen zum Reaktorblock verschoben wurde.



Querschnitt durch den «Block 4»: im Zentrum der im April 1986 zerstörte Kern (2000 Tonnen schwerer Reaktordeckel seit Explosion in Schräglage); rechts die kaskadenförmige Nordseite des Sarkophags (zugleich Auflager für Stahlplattendach); links die Turbinenhalle (ebenfalls stillgelegt und mit einem eigenen Sarkophag versehen).



Beton unter Strom ▶

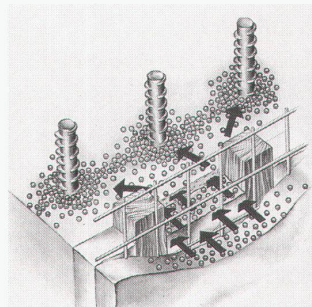
Nochmals wird der Beton zum Thema, oder genauer: seine Schäden und deren Beseitigung. Ein neuartiges elektrochemisches Verfahren bietet eine Lösung des Korrosionsproblems an, ohne dass die Armierungseisen freigelegt werden müssen.

Das alkalische Milieu des Betons, das die Armierungseisen vor Korrosion schützt, wird im Laufe der Zeit durch das aus der Luft in die Poren eindringende Kohlendioxid zerstört. Wenn die Karbonatisierung die Armierung erreicht, rostet der Stahl und vergrössert dabei sein Volumen, was zu Betonabplatzungen führt.

Bei bisher üblichen Betoninstandsetzungsverfahren wird der Beton dort, wo die Korrosion erkennbar ist, abgetragen, die freigelegten Armierungseisen mit Rostschutz behandelt und wieder zubetoniert. Oder die Betonoberfläche wird ganzflächig beschichtet. Beides löst das Korrosionsproblem nur teilweise.

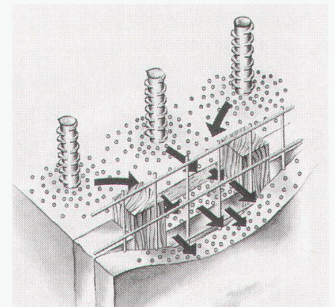
Durch ein in den 80er Jahren in Norwegen entwickeltes elektrochemisches Verfahren (NCT-Verfahren) kann hingegen die Karbonatisierung vollflächig rückgängig gemacht und die Korrosion gestoppt werden, ohne dass der karbonatisierte Beton entfernt werden muss.

Bei der sog. Realkalisierung wird auf der Betonoberfläche ein Elektrolyt (wässrige Natriumkarbonat-Lösung, entweder mit Papierfaser-Speichermasse oder unter Verwendung dichter Spezialschalungen) und ein Elektrodennetz (= Anode) angebracht und mit dem Netz der Armierungseisen (= Kathode) verbunden. Unter Gleichspannung wird ein elektrisches Feld aufgebaut. Durch die dabei entstehende Elek-



Realkalisierung

trolise an den Armierungseisen werden Hydroxylionen produziert, wodurch die schützende Oxidschicht wieder hergestellt wird. Die positiv geladenen Natriumionen bewegen sich nach innen zur Armierung, während der Elektrolyt infolge Elektro-Osmose in die Betonporen eindringt. Im Endzustand bilden sich chemisch stabile Natriumkarbonate, die eine anhaltende Alkalität ergeben.



Chloridzug

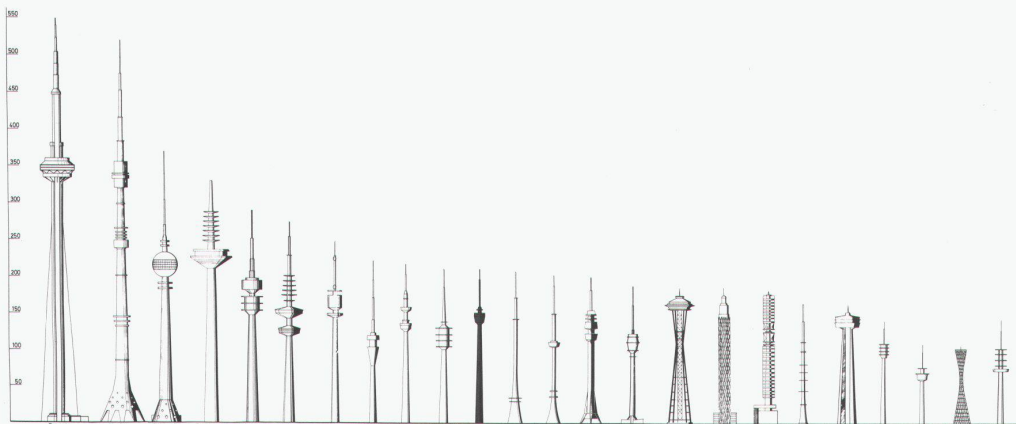
Die Schutzschicht um die Armierungseisen wird aber auch noch durch einen zweiten Vorgang zerstört, nämlich durch das Eindringen von Tausalz (Chloriden). Der Entzug dieser Chloride aus dem chloridverseuchten Beton beruht grundsätzlich auf dem gleichen elektrochemischen Prozess wie die Realkalisierung. Als Elektrolyt wird jedoch meist Wasser verwendet. Im elektrischen Feld wandern die negativ geladenen Chloridionen gegen das aussenliegende Anodengitter. An der Armierung werden gleichzeitig Hydroxylionen produziert, die sich im Beton verteilen.

Bei der elektrotechnischen Realkalisierung fliesst der Strom meist eine Woche, beim Chloridzug drei bis neun Wochen lang. Nach der Behandlung wird die Betonoberfläche mit Wasser gereinigt.

Die Vorteile dieses Verfahrens sind evident:

- Es ist einfach und wenig zeitaufwendig.
- Die Armierung muss nur an Stellen mit bereits zerstörtem Beton freigespitzt werden. Damit sind die Lärmemissionen geringer.
- Sichtbetonflächen und Betonstrukturen bleiben erhalten, was vor allem bei denkmalgeschützten Bauten ein Vorteil ist. Ein nachträglicher Oberflächenschutz ist nicht nötig.
- Der Materialbedarf (Zement, Sand, Kies, bauchemische Stoffe) ist minimal.
- Der sanierte Beton weist einen hohen pH-Wert auf, der nach Meinung der Fachleute nicht mehr so weit absinkt, dass eine erneute Korrosion eintritt.

Seit 1989 (Kirche von Bettlach im Kanton Solothurn) setzt man die Methode in der Schweiz ein. Sie wird zur Zeit auch bei der Kantonschule Freudenberg in Zürich angewendet.



Betonnadeln ▲

Vor 40 Jahren, am 5. Februar 1956, wurde der Stuttgarter Fernsehturm eröffnet. Seine Besonderheit: Er war weltweit der erste solche Turm aus Beton.

Ursprünglich wollte der Süddeutsche Rundfunk seine Antennen für die Ausstrahlung der Fernseh- und UKW-Radiosendungen auf einen der damals üblichen mit Drahtseilen gesicherten 200 m hohen Eisen-Gittermasten stellen. Da schaltete sich der damals vor allem als Brückenbauer bekannte Stuttgarter Ingenieur Fritz Leonhardt ein mit der Idee, anstelle des hässlichen Mastes eine elegante Betonnadel in die Landschaft zu set-

zen. Ein touristisch und gastronomisch nutzbarer rund 150 m über dem Erdboden schwebender «Korb» sollte zudem die Baukosten (4,2 Mio. DM) amortisieren. Der Vorschlag wurde begeistert akzeptiert, und schon 5 Jahre nach Eröffnung waren die Kosten eingespielt.

In eine 8 m tiefe Grube mit 30 m Durchmesser wurde ein 3,5 m breiter Fundamenttring eingesetzt, der durch eine Spannbetonscheibe zusammengehalten wird; eine sich in

der Mitte befindliche Fundamentplatte vervollständigt die Erdauflast des 3000 t schweren und 217 m hohen Turms. Der viergeschossige Korb ist als Ummantelung um den durchgehenden Turmschaft gelegt; seine «Fassade» ist aus Glas und Aluminium. Das Innere wurde 1990 vollständig renoviert.

Das zur Zeit seiner Projektierung umstrittene Bauwerk, das heute bereits unter Denkmalschutz steht, wurde bald zum Vorbild für moderne Fernsehtürme in aller Welt und an Höhe durch viele von ihnen überflügelt. Mit über 500 m halten die Türme von Moskau und Toronto den Rekord.

Beispielhaftes in den Alpen ▼

Im Februar vergibt die Vereinigung Sexten Kultur zum zweiten Mal den Architekturpreis für neues Bauen in den Alpen.

Im Frühsommer 1989 lancierte das Verkehrsamt der Südtiroler Gemeinde Sexten im Hochpustertal die Initiative *Sexten Kultur*. Unter der Anleitung des Schweizer Tourismusforschers Jost Krippendorf wollte sich das Hochpustertal für die Zukunft ein Entwicklungskonzept erarbeiten. In «Zukunftswerkstätten», Arbeitsgruppen und interkommunalen Organen sollte kreativ und unkonventionell über Probleme und Entwicklung eines sozial- und umweltverträglichen Tourismus nachgedacht und eine entsprechende Planung in Angriff genommen werden.

Die Idee eines Architekturpreises entstand anlässlich einer Veranstaltung zum Thema «Architektur, Natur und Technik» im Sommer 1990, weil es äusserst schwierig war, das Thema illustrierende exemplarische Bauten aufzuspüren.

Verbindendes Element sollte der Alpenraum sein. Denn gerade dort begegnet man heute hinter Schlagworten wie «Bodenständigkeit» und «alpenländischer Stil» einer pseudobäuerlichen touristisch-folkloristischen Architekturkulisse. Häufig haben Laien über Architektur zu entscheiden, so dass Architekturqualität nicht erkannt und abgelehnt wird. Frustrierte Architekten müssen erkennen, dass schlechte Architektur weniger Mühe kostet und keinen Widerstand erregt.

Mit dem Preis soll demnach zeitgemässes Bauen in den Alpen gefördert und Architektur als kulturelles Anliegen vor eine grössere Öffentlichkeit gebracht werden.



Die internationale Jury, bestehend aus Friedrich Achleitner (Wien), Sebastiano Brandolini (Red. Casabella, Mailand), Manfred Kovatsch (München), Marcel Meili (Zürich) und Bruno Reichlin (Genf), hatte aus 81 Einsendungen auszuwählen. 21 Bauwerke wurden vor Ort besichtigt. 11 Bauten aus Italien, Österreich und der Schweiz wurden für auszeichnungswürdig befunden.

Die Schweizer schnitten (mit 7 Auszeichnungen) besonders gut ab. Der mit 15 000 000 Lire dotierte 1. Preis ging zu gleichen Teilen an Annette Gigon und Mike Guyer, Zürich, für das Kirchner-Museum in Davos, sowie an Peter Märkli, Zürich, für das Museum La Congiunta in Giornico.

Von den Schweizern wurden ferner ausgezeichnet (alphabet. Reihenfolge): Valentin Bearth und Andrea Deplazes, Chur, für das Schulhaus in Tschlin, Marianne Burkhalter und Christian Sumi, Zürich, für den Forstwerkhof in Turbenthal, Conradin Clavuot, Landquart, für das Unterwerk Vorderprättigau in Seewis, sowie Peter Zumthor, Haldenstein, für das Betagtenwohnhaus in Chur und die Renovation eines Wohnhauses in Truog.

Von den Nicht-Schweizern haben sich hervorgetan: Norbert Fritz, Innsbruck, mit der Wohnsiedlung «Pumpligahn» in Innsbruck, Hermann Kaufmann, Schwarzach, mit der Lagerhalle eines Holzbauwerkes in Reuthe, Marco Tomasi, Bergamo, mit der Erweiterung des Friedhofs von Sovere, sowie Much Untertrifaller sen. und jun., Gerhard Hörburger, Bregenz, mit der Hochgebirgspension Silvretta-Haus auf der Bielerhöhe.

Im Birkhäuser-Verlag (ISBN 3-7643-5347-3, 58 Franken) erscheint ein von Christoph Mayr Fingerle herausgegebener Katalog unter dem Titel «Neues Bauen in den Alpen – Architekturpreis 1995», in dem die ausgezeichneten Bauten reich dokumentiert und mit ausführlichen Texten der Jury erläutert werden. Die Publikation wird ergänzt durch einen Beitrag von Bruno Reichlin unter dem Titel «Die Moderne baut in den Bergen».

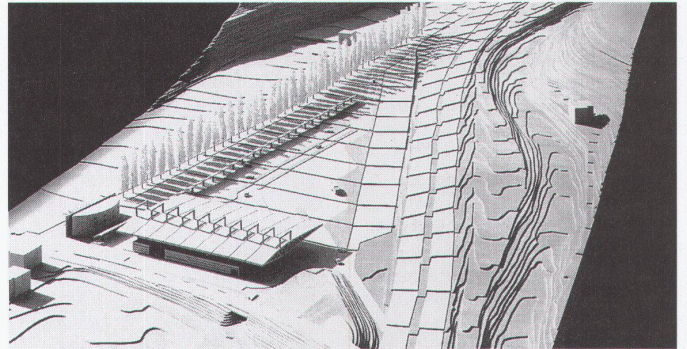


Foto: Marco D'Anna

Rasanter Botta ▲

Mario Botta wird in Piotta, unweit vom Gotthard-Südportal, eine Autobahnraststätte bauen, die an Ostern 1997 eröffnet werden soll.

Das 1993 aus einem Wettbewerb hervorgegangene Projekt ist als Übergang zwischen Dorf und

Autobahn zu verstehen. Das schwarzweisse Metalldach des Hauptgebäudes mit Restaurant, Bar und Kiosk ist wie ein Flugzeugflügel geformt.

Der auf 20 Millionen Franken veranschlagte Bau soll zur Hälfte von Bund und Kanton, zur Hälfte privat finanziert werden.

Skulptur mit Auflagen ▼

Beim neuen Energie-Forum des Minden-Ravensberger Elektrizitätswerkes in Bad Oeynhausen musste Frank O. Gehry seine skulpturalen Formen mit energiesparenden Konzepten verbinden.

Neben Büros und Technikräumen umfasst die Anlage eine Ausstellungshalle für erneuerbare Energiequellen und neue Technologien, ein Energie-Zentrum, wo neuste Methoden vorgeführt werden, sowie ein Konferenzzentrum mit Verpflegungsmöglichkeiten.

Die Gebäude sind über das gesamte Grundstück verteilt. In der Mitte der langgestreckten Anlage befindet sich ein Atrium, um das Haupteingang, Empfang und Verkehrsflächen angeordnet und von

dem aus sämtliche anderen Funktionsbereiche erschlossen sind.

Das Energiekonzept beruht auf dem Einsatz von Wärmerückgewinnungsanlagen und eigenem Blockheizkraftwerk, optimiert durch Sonnenkollektoren, transparente Wärmedämmung und photovoltaische Elemente.

Gehry löste diesen Auftrag in Zusammenarbeit mit dem Fraunhofer-Institut für solare Energiesysteme in Freiburg.

Foto: R. Stout



Signale ►

Im November fand in Luzern eine Ausstellung über die Arbeiten des Architekten Cuno Brullmann statt. Dazu ist eine sorgfältig zusammengestellte Monographie erschienen.

Der heute in Paris tätige Schweizer Architekt, der sein Studium an der ETH Zürich absolviert hatte, sammelte auf ausgedehnten Reisen (z.B. Japan, USA) Erfahrungen und Eindrücke, arbeitete bei Ove Arup in London, dann bis 1977 bei Renzo Piano und Richard Rogers, und zwar zur Zeit, als das Centre Pompidou, das er als Markstein in seinem Leben bezeichnet, erstellt wurde.

Geprägt ist er auch durch die «Verrücktheiten» der englischen Gruppe Archigram, durch Louis Kahn, dessen meisterhaften Umgang mit der Trennung von Funktionen er bewundert, oder durch das technologische Werkschaffen von Jean Prouvé.

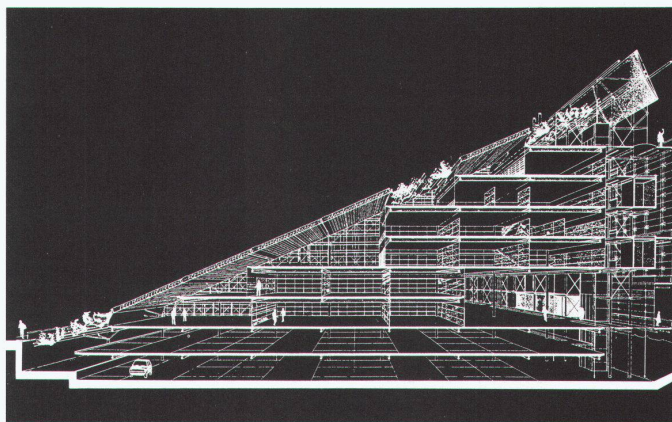
Die traditionelle japanische Architektur mit ihren unendlichen Variationen einfachster Elemente vermittelte ihm Grundlegendes über die Transparenz, über die Fluidität des Raumes und über modulare Konstruktionen.

In seiner Architektur verbindet

sich Technologie mit einem ausgeprägten Sinn für Ästhetik. Sie spiegelt das Nebeneinander von seiner die Regeln befolgenden konstruktiven, methodischen Denkweise und der Erfindung.

Stahl, Glas und Aluminium sind Brullmanns bevorzugte Materialien. Der Metallbau kommt seinem Interesse für die industrielle Vorfertigung entgegen und ermöglicht es ihm, grosse, offene Räume und bewegliche Elemente zu schaffen, wie etwa in seinem Projekt für das Schwimmbad in Levallois-Perret, das sich durch einen raffinierten Dachmechanismus in kürzester Zeit von einem Freibad in ein Hallenbad verwandeln lässt. Dahinter steht eine Faszination für mobile Strukturen, für eine Architektur, die entwicklungs- und anpassungsfähig ist und sich immer wieder verändern kann.

Flexibilität und Offenheit zeigen sich auch in seiner Gabe, seine Bauten mit den verschiedenen örtlichen Gegebenheiten in Einklang zu bringen, ihnen Signalwirkung zu



Sitz und Ausbildungszentrum Landis & Gyr, Zug, Wettbewerbsprojekt, 1990, Ankauf

verleihen, die den Ort – mit den Worten Virilios – zum Aufwachen bringt.

Brullmann wurde im Laufe des letzten Jahres als Professor an die Technische Universität Wien berufen. Vorher hatte er 14 Jahre lang als Lehrer an der Ecole Spéciale d'Architecture in Paris gewirkt.

Die von Ulrich Pfammatter besorgte Monographie gibt aufschlussreiche Einblicke in Brullmanns Schaffen. Eine Einleitung von Paul Virilio, ein Gespräch mit Richard

Rogers, ein Interview mit dem Architekten zeigen Zusammenhänge auf und bringen Fakten an den Tag. Sodann werden ausgewählte Projekte um sieben Themen herum angeordnet und in kurzen, mit Kommentaren Brullmanns unterlegten Übersichten dargestellt. Ein Werkkatalog (1976–1995) beschliesst die Publikation.

Ulrich Pfammatter (Hrsg.): Cuno Brullmann. Birkhäuser-Verlag, Basel 1995. 128 S. mit 250 Abb., Fr. 68.–

Welche Rolle für den Kantonsbaumeister?

Die Genfer Linkscoalition (AdG, Alliance de la Gauche) hat gegen das Vorhaben, die Funktion des Kantonsbaumeisters gesetzlich zu verankern, das Referendum ergriffen.

Durch eine Anfang Dezember 1995 von der Interessar (Intergroupe des associations d'architectes de Genève) organisierte Diskussion, bei der sich Philippe Joye, Vorsteher des Bau- und Energiedepartementes, und René Koechlin, Abgeordneter der Liberalen und Architekt, einerseits und die Abgeordneten der AdG Christian Ferrazzino und Jean Spielmann andererseits gegenüberstanden, erhielt das Publikum einen gewissen Einblick in das Problem.

Zum besseren Verständnis ist ein Exkurs in die Vergangenheit nötig. Der Posten eines Kantonsbaumeisters, vor nahezu 60 Jahren aufgehoben, wurde vor erst 18 Monaten wieder besetzt. Mit der Nominierung von Emmanuel Cattani, dem einstigen Partner Jean Nouvels,

entsprach der Vorsteher des Baudepartementes einem häufig geäusserten Wunsch der Architekten, dass sich einer der ihren innerhalb des Staatsapparates für eine qualitativ hochstehende Architektur einsetzt. Im Herbst 1995 ergriff die AdG, wie gesagt, das Referendum gegen die gesetzliche Verankerung dieses Postens. Konsequenz: Der Regierungsrat, darauf bedacht, die Debatte zu «entpersonifizieren», kündigt Cattani den Vertrag.

Dass das Referendum trotz dieser Kündigung aufrechterhalten wird, kommt in Berufskreisen sehr schlecht an. Tatsächlich vermögen die Argumente von Spielmann und Ferrazzino – Interessenkonflikte, insofern als der Kantonsbaumeister nebenbei auch selbständig tätig ist,

Definition der Funktion als persönlicher Berater des Departementsvorstehers und demzufolge mangelnder Kontakt mit den anderen Entscheidungsträgern (den verschiedenen Dienststellen und Kommissionen des Departementes) – ein politisches Ziel nur ungenügend zu verschleiern: nämlich jenes, die Stellung des bürgerlichen Departementsvorstehers zu untergraben. Dass diese Angriffe, von einer Seite, die sonst kulturelle Werte vertritt, ausgerechnet gegen einen Posten gerichtet sind, der innerhalb des Baudepartementes guter Architektur zum Durchbruch verhelfen soll, ist schwer verständlich in einer Situation, in der hier wie anderswo bei der Vergabe öffentlicher Aufträge (zum Nachteil der Architektur) immer öfters reinem Kostendenken der Vorrang gegeben wird.

Wird das Referendum abgelehnt, bleibt zu hoffen, dass man aus der derzeitigen Krise eine Lehre zieht. Wichtig wäre, dass man sich

über die idealen Eigenschaften des Kandidaten klar wird und ihn – wie es die AdG verlangt – stärker in den Verwaltungsapparat einbindet. Es geht darum, eine Persönlichkeit zu wählen, die aufgrund ihres Kulturverständnisses und ihrer beruflichen Fähigkeiten ein Sensorium für den Ort entwickeln kann, für den Stadt- und seine historischen Hintergründe, aber auch für die gesellschaftlichen Gegebenheiten, die er bedingt, und, wohlverstanden, für sein Entwicklungspotential. Kurz, die konkrete Tätigkeit des künftigen Kantonsbaumeisters – Beratung und Unterstützung der beauftragten Architekten und der Gemeinden, Motivierung der Kommissionsmitglieder, Organisation und Überwachung der Wettbewerbe – sollte von einer umfassenden Vision, d.h. von einer übergreifenden «Gestaltungsidee für die Stadt» getragen sein.

Paul Marti